

THOMAS HIEKE

## Die Propheten

»Berufene Rufer«



Jeremias

Sie sind Propheten, keine Hellscher, die Männer, die ihre Namen für ein gutes Stück biblischer Literatur hergegeben haben. »Berufene Rufer« sind sie – nicht aus eigenem Interesse, Guldünken oder aus Selbstüberschätzung rufen sie, sondern getrieben von Gott künden sie einer unwilligen Öffentlichkeit und selbstgefälligen Potentaten

meist recht unbequeme Botschaften. Ihre schonungslose Analyse von Vergangenheit und Gegenwart steht heutigem Enthüllungsjournalismus und messerscharfer Kritik der Medien an der Politik der Mächtigen in nichts nach – und sie überbieten das sogar, denn im Unterschied zur Wertekrise und Orientierungslosigkeit unserer Tage präsentieren die Propheten eine Zukunftsperspektive. Die Ausbeuter und Unterdrücker werden nicht ungeschoren davonkommen, denn Gott wird sie in einem drastischen Gericht vernichten. Doch auch Hoffnung bieten die Propheten: Allen, die sich vertrauensvoll auf Gott einlassen (sie nennen es »Gott fürchten«), wird – endlich, endlich – die Sonne der Gerechtigkeit (Mal 3,20) aufgehen.

Jesaja: »Gott rettet«

Namen sind Programm – bei Jesaja für ein dickes Buch mit 66 Kapiteln. Dahinter verschwindet fast die historische Gestalt, von der man nicht viel weiß – aber das ist nicht das Entscheidende. Auf die Botschaft kommt es heute und in der Bibel an, und die lautet: Gott

rettet. Doch das geht nicht ohne Konflikte ab, von denen der Prophet Jesaja einige durchstehen muss. Jesaja lebt im Jerusalem des 8. Jh. v. Chr. und stammt aus gebildeten Kreisen. Als Mitglied der High Society hat er Zugang zum König – aber als von Gott berufener Prophet muss er ihm und dem ganzen Volk unangenehme Dinge sagen, die politisch überhaupt nicht korrekt sind: »Der Ochse kennt seinen Besitzer und der Esel die Krippe seines Herrn; Israel aber hat keine Erkenntnis, mein Volk hat keine Einsicht. Weh dem sündigen Volk, der schuldbeladenen Nation, der Brut von Verbrechern, den verkommenen Söhnen! Sie haben den Herrn verlassen, den Heiligen Israels haben sie verschmäht und ihm den Rücken gekehrt« (Jes 1,3–4). Nicht immer fällt Jesaja mit der Tür ins Haus: Einmal etwa fängt er mit einem erotischen Liebeslied über einen »Weinberg« (den Ort der Liebe) an – das macht neugierig, da spitzen sich die Ohren. Aber am Ende kommt doch die zornige Gerichtsbotschaft, weil Israel versagt: Rechtsbruch anstelle von Gerechtigkeit (Jes 5,1–7). Wer so spricht, dem hört man nicht gerne zu, der stößt auf taube Ohren. Jesaja macht diese Erfahrung, und er kann sich die Verstocktheit seiner Zeitgenossen nicht anders erklären, als dass Gott selbst Jesaja beauftragt, Ohren, Augen und Herz zu verkleben und zu verhärten (Jes 6,1–13). Immer wieder kämpft Jesaja (Jes 6–8) mit der Borniertheit des Volkes und seiner Führung, die sich nicht auf Gott, sondern auf zweifelhafte Außenpolitik verlassen will. »Glaubt ihr nicht, so bleibt ihr nicht« – das ist Jesajas Credo (7,9). Ein Zeichen soll Jesajas Botschaft untermauern: Die junge Königin wird ein Kind empfangen, einen Sohn gebären, den Immanuel (Gott mit uns), und noch ehe der erwachsen ist, wird die Gefahr vorüber sein (7,14–16). Doch der König lässt sich auf derartige »Zeichen« nicht ein. Jesaja sollte Recht behalten – daher hat man seine Worte aufgeschrieben, und so sprechen sie nicht mehr nur den König Ahas an, sondern uns alle: Losgelöst aus der geschichtlichen Situation des 8. Jh. v. Chr., eingebettet in das biblische Buch des Propheten wird der Immanuel zur Hoffnung auf den kommenden Retter, den Messias. Der Autor des Matthäusevangeliums sieht diese Hoffnung mit dem Retter Jesus erfüllt, dem Sohn der Jungfrau Maria (Mt 1,23). Jesajas Wort, einst in einer politischen Krise geäußert, strahlt durch die Jahrhunderte bis in unsere Weihnachtszeit – und gilt und gilt und gilt.

Jesajas Wort hat sich bewahrheitet, aber auch sein Name: Immer wieder werden an die Gerichtsworte Jesajas auch tröstende Worte angehängt, die verkünden, dass Gott rettet. Die Völker werden zum Zion wallfahren und ihre Schwerter zu Pflugscharen schmieden

(Jes 2,1–5), ein Messias, ein gesalbter Herrscher wird geboren werden, der wirklich den Frieden bringt (Jes 9), aus der Wurzel Jesse, dem Vater Davids, wird ein Reis (im Lied: ein Ros') entspringen, auf dem der Geist Gottes, der Geist von Wahrheit und Gerechtigkeit ruhen wird, und er wird den Frieden bringen, so dass sogar Wolf und Lamm, Löwe und Kalb einträchtig nebeneinander grasen (Jes 11) – Bilder der Hoffnung, Utopien einer heilvollen Zukunft, die längst nicht mehr vom Jesaja des 8. Jh. stammen, aber unter seinem Namen unsterblich werden. Jahrhunderte nach Jesaja tritt ein Prophet auf, der keinen Namen hat und dessen Botschaft man unter »Gott rettet« (Jesaja) aufschreibt: »Tröstet, tröstet mein Volk, spricht euer Gott« (Jes 40,1) – so beginnt der große Abschnitt im Jesajabuch, der das Volk Israel im Exil trösten soll und verkündet, dass die Strafe abgebußt ist (Jes 40–55). Und die letzten Kapitel (Jes 56–66) spielen in der Zeit nach dem Exil: Wieder dominiert die Botschaft »Gott rettet«. Jetzt betrifft sie die anderen Völker, die sehr wohl gerettet werden können (Jes 56,1–8), wenn sie barmherzig gegenüber den Armen handeln, wenn sie Gottes großes Geschenk der Ruhe am siebten Tag (den Sabbat) achten. Man sieht: Jesaja ist mehr als ein Prophet, mehr als ein wichtiger Mann im Jerusalem des 8. Jh. v. Chr. – »Jesaja« ist ein Konzept biblischer Theologie, eine wesentliche Grundbotschaft jüdischer und christlicher Verkündigung.

### *Jeremia: »Gott möge aufrichten«*

Jeremia hat seinen Namen bitter nötig: Es ist der Prophet, der streckenweise geradezu depressiv wirkt. Die Zeit des Jeremia sind die letzten zwei Jahrzehnte des Staates Juda und der Stadt Jerusalem vor der Zerstörung 587/6 v. Chr. Nach den viel versprechenden Reformen des Königs Joschija (641–609), die jedoch im Jeremia-Buch keine Erwähnung finden, geht es nach dem vorzeitigen Tod Joschijas politisch, sozial und religiös in Juda bergab. Jeremia wird zum schärfsten Kritiker des neuen Königs. Er geißelt die Verehrung fremder Götter und die Treulosigkeit gegenüber Gott (z. B. Jer 2: »Mein Volk hat mich vergessen«, so beklagt sich Gott), kritisiert Lug und Trug (z. B. Jer 9) sowie unsolidarisches und nur auf den eigenen Gewinn gerichtetes Verhalten, gerade auch bei Priestern und Propheten (vgl. Jer 6,13; 8,10; 14,10–16). Immer wieder muss sich Jeremia gegen falsche Propheten wehren, die dem Volk und dem Königshaus nach dem Mund reden und trügerische Sicherheiten verkünden, insbeson-

dere die Ideologie des unantastbaren Zion und des unverwundbaren Tempels. In Jer 7,1–15 stellt der Prophet heraus, dass das Gerede vom Tempel des Herrn nichts nützt, wenn Unterdrückung, Ausbeutung der Armen und Rechtsbeugung im Land herrschen. Mehrfach weist er auf den drohenden Untergang hin.

Ein solches Auftreten bleibt nicht ungestraft – das Buch, das aufgrund der Aktualität seiner Botschaft im Nachhinein mehrfach fortgeschrieben und erweitert wurde, zeichnet Jeremia als den typischen Propheten, der schwer unter seinem Auftrag zu leiden hat. Viel zu jung wird er in den Dienst genommen (Jer 1). Er muss unverheiratet bleiben, um für Israel ein Warnzeichen zu sein (Jer 16,1–9), er wird verfolgt (z. B. Jer 11,18–23), verhaftet, in einer Zisterne gefangen gehalten (Jer 38,1–6). Seine Worte, die er mühevoll seinem Schreiber Baruch diktiert, lässt sich der König vorlesen, um dann Stück für Stück die Schriftrolle zu zerschneiden und im Feuer zu verbrennen (Jer 36) – schon diese Bücherverbrennung geht nicht gut aus: Das von Jeremia angekündigte Gericht kommt doch, Jerusalem und der Tempel werden in Schutt und Asche gelegt. In seinen so genannten Konfessionen schreit Jeremia sein Leid seinem Auftraggeber entgegen (Jer 11,18–12,6; 15,10–21; 17,12–18; 18,18–23; 20,7–18). Es sind Klagegebete eines Einzelnen, die Psalmen ähneln. Jeremias großes Dilemma ist, dass er ständig Unheil gegen sein eigenes Volk ankündigen muss (was an sich schon unangenehm ist), dass dann aber – aufgrund der Langmut Gottes – die Katastrophe doch (noch) nicht eintritt und Jeremia als Lügner oder falscher Prophet dasteht. Nach der endgültigen Eroberung und Zerstörung Jerusalems und des Tempels wird der bescheidene Neuanfang durch die Ermordung des Statthalters Gedalja im Keim erstükt (Jer 39–41). Der nicht nach Babylon deportierte Rest der führenden Leute flieht – gegen Jeremias Rat – nach Ägypten und nimmt ihn mit. Dort verliert sich seine Spur (Jer 42–45).

### *Ezechiel: »Gott stärke«*

Auch Ezechiel braucht starke Nerven, kann er doch den Beruf, der ihm in die Wiege gelegt wird, nämlich das Priesteramt, nicht ausführen – der Untergang Judas als Staat und die Exilszeit verhindern es. Ezechiels Thema ist die theologische Aufarbeitung dieses Untergangs aus priesterlicher Sicht. Bei der ersten großen Deportation nach Babylon im Jahre 597 v. Chr. wird er mit großen Teilen der Oberschicht und König Jojachin mitgenommen. Als er 30 Jahre alt wird und damit

regulär den Priesterdienst übernehmen sollte, wird er 593 zum Propheten im Zweistromland unter den Exilierten berufen. Er beendet 573 seinen prophetischen Dienst im Pensionsalter der Priester mit 50 Jahren. Das Buch Ezechiel legt Wert auf diese Datierungen, ihr Fixpunkt ist das Jahr 597.

Der Untergang Jerusalems führt zu zwei Phasen in der Prophetie Ezechiels. Er muss das Gericht Gottes ankündigen, bis es eintritt – dann jedoch kommt die Wende: Ein Flüchtling berichtet vom Fall der Stadt (Ez 33,21–22). Ab da verkündet Ezechiel Trost und Heil für Israel. Zwar spricht der Prophet in der Ich-Form – aber er redet keine eigenen Worte, sondern gibt überwiegend die Reden Gottes wieder. JHWH, der Gott Israels, ist der einzige Gott, alle Götter der Völker sind Götzen und Scheusale. Gott redet den Propheten mit »Menschensohn« an (93-mal im Buch Ezechiel, z.B. 2,1), ein Begriff, der hier die menschliche Begrenztheit ausdrücken soll. Angesichts der gewaltigen Visionen Ezechiels von der »Herrlichkeit« Gottes erscheint diese distanzierende Anrede angemessen.

Typisch für Ezechiel sind seine Visionen und die daran anschließenden Zeichenhandlungen. In Ez 1–3 beschreibt Ezechiel eine merkwürdige Erscheinung Gottes in einem Thronwagen (*Merkaba*) und seine Berufung. Die »Mobilität« Gottes ist für Israel in der Diaspora von erheblicher Bedeutung, daher spielt der Thronwagen in der Rezeption des Buches Ezechiel durch die jüdische Mystik eine große Rolle. In Ez 8–11 schaut Ezechiel den Jerusalemer Tempel und die dortigen Missstände, er sieht die Zerstörung voraus. Gott bleibt nicht in seinem Heiligtum: Die »Herrlichkeit des Herrn« zieht mittels des Thronwagens aus dem Tempel Richtung Osten davon. Im Osten aber, da sitzen die aus Jerusalem Deportierten, da sitzt auch Ezechiel. »Gott stärke«, so lautet der Name des Propheten, und das gilt: Gott kommt zu seinen Versprengten, Gott klebt nicht in von Menschen gebauten Tempeln, sondern ist allen nahe, die auf ihn hoffen. Gott ist überall da. Am Ende des Buches, in der großen Zukunftsvision der Erneuerung Israels, wird die Herrlichkeit des Herrn wieder in den neuen, großartigen Tempel einziehen (Ez 43,1–12).

Sehr dramatisch ist Ezechiels Vision vom Totengebein (Ez 37,1–14): In einer Szenerie, die eher Angst macht, auf einem Feld voller trockener Knochen und Totenschädel, soll Ezechiel sagen, ob diese Gerippe leben können. Ezechiel ist völlig verwirrt, doch dann beweist Gott, dass er der Gott des Lebens ist: Fleisch kommt auf die Knochen, Sehnen dazu, Gottes Geist macht die Toten lebendig. Was zunächst ein Symbol für die Erneuerung und Wiederherstellung Israels nach

dem Exil ist, darf heute auch als Hoffnung auf eine Auferstehung der Toten gelesen werden: Gott hat die Macht und die Kraft dazu.

Neben den Visionen spielt Ezechiel im Auftrag Gottes »Straßentheater« und macht seine Botschaft in drastischen Zeichenhandlungen anschaulich: Er ritzt den Stadtplan von Jerusalem in einen Ziegel und baut Zinnsoldaten rundherum auf (so wird Jerusalem auch in Wirklichkeit belagert werden). Sein Brot misst er kärglich ab, trinkt Wasser aus kleinen Messbechern, bäckt sein Brot auf Rindermist (so wird Jerusalem im Krieg Mangel leiden; Ez 4). Seine Haare schneidet er ab, verbrennt sie, zerhackt sie mit dem Schwert, streut sie in den Wind (so wird es Jerusalem und seinen Einwohnern ergehen; Ez 5). Auf die Meinungen des Volkes geht Ezechiel in den Disputationsworten ein: Er zitiert Sprichwörter und Reden im Volk und übermittelt die göttliche Antwort darauf (z. B. Ez 18,1–4). In seinen Bildreden spricht Ezechiel in Gleichnissen und Allegorien, die fließend in ihre Deutung übergehen (z. B. Ez 15: das unnütze Holz vom Weinstock).

Innerbiblisch haben Ezechiels Überlegungen großen Einfluss auf die Theologie der Tora, wenn sie die Fragen von heilig und profan, rein und unrein, nach dem Wohnen des heiligen Gottes unter den sündigen Menschen, nach dem Tempel und seinen Einrichtungen diskutiert. Wirkungsgeschichtlich bedeutsam sind vor allem die Visionen, die zu vielerlei Spekulationen in der Mystik anregten.

### *Daniel: »Gott ist mein Richter«*

Ist Daniel überhaupt ein Prophet? Er bekommt keine direkten Gottesbotschaften, sondern deutet Träume und Visionen – oft versteht Daniel gar nicht, was er schaut, und so muss ihm ein Engel helfen (z. B. 8,27; 9,21–22). Daniel ist ein Apokalyptiker. »Apokalypse« heißt Enthüllung, Offenbarung. Sie wird meist so erzählt, dass ein himmlisches Wesen einem Menschen eine geheime Botschaft mitteilt. Diese völlig neue Realität bricht als übernatürliche, jenseitige Welt in das Diesseits so ein, dass die jetzige Welt unter Katastrophen und furchtbaren Zerstörungen zugrunde geht. Dann tritt der neue Äon, das neue Zeitalter zutage, dann wirkt die Erlösung Gottes für alle, die durchgehalten haben. Das Ziel einer Apokalypse ist es, denen, die Gott treu sind, Mut und Zuversicht zu geben, dass nach den Wirrnissen und furchtbaren Verfolgungen in dieser Welt eine von Gott kommende bereitsteht, in der alles besser ist.

Die geschichtliche Situation, in der die Danielliteratur entsteht, ist

die Verfolgung der jüdischen Religion unter dem König Antiochus IV. Epiphanes. Er herrschte von 175–164 v. Chr. im Königreich der Seleukiden, einem der Nachfolgereiche aus dem Weltreich Alexanders des Großen. Antiochus wollte eine einheitliche »Leitkultur«, nämlich die griechische, in seinem Reich durchsetzen, und unter den Juden gab es etliche, die den »Hellenismus« schick fanden und dabei mitmachten, die traditionelle Lebensweise und den Gehorsam gegenüber der Tora aufzugeben. Heftige Grabenkämpfe innerhalb des Judentums waren die Folge, dazu kriegerische Auseinandersetzungen zwischen denen, die der Tora treu geblieben sind, und den »Hellenisten« und den Seleukiden. Krieg und Bürgerkrieg beutelten das Land. In dieser Zeit entsteht »Daniel« als subversive politisch-religiöse Literatur. Und weil man in unsicheren politischen Zeiten nie Klartext reden kann, wird »Daniel« kurzerhand in die Exilszeit datiert und an den babylonischen Königshof versetzt. Über ein untergegangenes Königreich und dessen Herrscher kann man allerlei ungefährdet sagen – und die Eingeweihten wissen, dass es um die Gegenwart geht.

Daniel und seine Freunde befinden sich also am babylonischen Königshof – dort macht sich Daniel als Traumdeuter einen Namen. Doch eigentlich spricht »Daniel« über die Gegenwart und Zukunft der bedrängten Juden des 2. Jh., die Gottes Weisung (Tora) treu bleiben. Daniel sagt den Untergang der irdischen Gewaltherrscher voraus, und er kündigt das Kommen eines »Menschensohnes« auf den Wolken des Himmels an, der eine unvergängliche Herrschaft im Namen Gottes antritt (Dan 7,14). Am Ende wird der Engelsfürst Michael kommen, dann wird jeder gerettet, der in Gottes Buch verzeichnet ist, auch von den Toten werden die Gerechten auferstehen, die Bösen verfallen aber ewiger Schmach (Dan 12,1–3).

In den Anhängen zum Danielbuch, die in griechischer Sprache verfasst wurden und nicht Teil der jüdischen Bibel sind, finden sich drei Geschichten. Darunter die Erzählung von der wunderschönen und unschuldig verdächtigten Susanna. Sie erfährt durch die Vermittlung Daniels, dessen Name »Gott ist mein Richter« Programm ist, die Rechtshilfe Gottes in auswegloser Lage. Die Geschichte ist ein beliebtes Motiv in der Malerei (»Susanna im Bade«).

**Amos: »Getragen von Gott«**

Amos ist kein Prophet – er stellt sich als Viehzüchter und Plantagenbesitzer vor, der von Gott in den Dienst genommen wird (Am 7,14–

15). Mit beiden Füßen im Leben stehend hat er die breiten Schultern, um gegen das Nordreich Israel Gottes Strafe anzukündigen. Wofür? Für nichts Geringeres, als dass das Volk und die reiche Oberschicht Verbrechen gegen die Menschlichkeit begehen und unhaltbare soziale Missstände verursachen. Ausbeutung, Unterdrückung, schreiendes Unrecht! Amos nimmt kein Blatt vor den Mund. Listig beginnt er mit den üblen Taten der Nachbarvölker (1,2–2,3) – und stellt dann fest, dass es in Israel und Juda genauso schlimm zugeht (2,4–16). In die Unheilsworte gegen die Oberschicht (3,1–6,14) werden die Frauen ausdrücklich eingeschlossen und als »Baschankühe« tituiert. Die Sprache des Amos ist drastisch, revolutionär, aufrührerisch. Amos fliegt daher auch aus dem staatlichen Heiligtum des Nordreiches in Bet-El hochkant hinaus und wird in den Süden nach Juda ausgewiesen (7,10–17) – was nichts anderes heißt, als dass das Unrecht, das Amos anprangern muss, auch dort und überall auf der Welt stattfindet. Bis heute. Und deshalb ist es gut, den von Gott getragenen Viehzüchter auch heute zu lesen und sich beschämen zu lassen.

### *Jona: »Die Taube«*

Jona ist der Mann, der vor der immer größeren Barmherzigkeit Gottes (4,2) auf der Flucht ist (flatterhaft wie die Taube). Die ersten beiden Kapitel erzählen von der Flucht, dem Sturm auf dem Meer, der Rettung durch den Fisch und wie Jona am Ende doch zum Beten kommt. Im zweiten Teil (Jona 3–4) geht Jona die in 1,1–2 erteilte und in 3,1–2 wiederholte Aufgabe an und kündigt Ninive das Gericht an. Als sich die Stadt bekehrt und das Gericht nicht eintritt, ist Jona verzweifelt: Er ist eigentlich ein falscher Prophet, und er hat ja schon immer gewusst, dass Gottes Barmherzigkeit größer ist. Die Schrift endet mit einer offenen Frage. Hier wird keine Historie erzählt, sondern eine Lehre erteilt. Mindestens vier Dinge kann man von der Jonaschrift lernen: Die Umkehr der Menschen wird immer auf einen unendlich barmherzigen und vergebungsbereiten Gott treffen. Das Heil ist nicht auf Israel beschränkt, sondern für alle Menschen da. Wenn das Gericht, das der Prophet angekündigt hat, wegen der Barmherzigkeit Gottes nicht stattfindet, ist der Prophet noch lange kein Lügner. Und überhaupt liegt die Gnade Gottes jenseits von allen Grenzen menschlicher Vernunft.

*Micha: »Wer ist wie Gott?«*

Micha ist – wie Amos – kein Berufsprophet, sondern Landwirt (1,1). Er muss der Oberschicht von Juda und Jerusalem den Untergang ansagen und ihren Machtmissbrauch, ihre Rechtsbeugungen, die Ausbeutung der Kleinbauern und das Versagen sämtlicher Amtsträger brandmarken (Micha 1,2–3,12). Die Wallfahrt aller Völker zum Zion in 4,1–5 (vgl. Jes 2,1–5) ist demgegenüber eine Wende zum Heil, das 4,1–5,14 dominiert. In 5,1 wird der Messias als Friedensherrscher aus Betlehem-Efrata angekündigt – es liegt also an der christlichen Lektüre der »Heiligen Schrift«, dass Jesus in Betlehem geboren werden musste (Mt 2,6). Doch der Rechtsstreit Gottes mit seinem treulosen Volk geht noch weiter (Micha 6–7). Die Erwartungen Gottes konzentriert Micha auf wenige Sätze: »Es ist dir gesagt worden, Mensch, was gut ist und was der Herr von dir erwartet: Nichts anderes als dies: Recht tun, Güte und Treue lieben, in Ehrfurcht den Weg gehen mit deinem Gott« (6,8). Am Ende (7,18–20) betont Micha die unendliche Verzeihung durch Gott und Gottes Festhalten an den Verheißungen gegenüber Abraham und Jakob.

*Sacharja: »Gott hat sich erinnert«*

Sacharja tritt nach dem Exil als Prophet auf – als sich Gott daran erinnert hat, was er seinem Volk verheißt hat und dass die Strafe abgebußt ist. So spricht Sacharja in den Jahren 520–518 vom Tempel, der wieder aufgebaut werden soll und zum Zentrum eines erneuerten Israel werden soll. Doch der prophetische Blick reicht weiter und schildert die Vision einer paradiesischen Schöpfung in einer friedlichen Welt, in der alle Völker nebeneinander und miteinander ohne Konflikte leben. Im ersten Teil (1–8) werden die »Nachtgesichte« des Propheten beschrieben – nächtliche Visionen, in denen die konkrete politische, gesellschaftliche und religiöse Zukunft geschmiedet wird: Wiederaufbau in allen Bereichen. Aus späterer Zeit stammt Teil II (9–11), in dem Verheißungen und Gerichtsworte nebeneinander stehen. Eine Vision ist besonders interessant: Der kommende Friedenskönig reitet auf einem Esel und zieht in Jerusalem ein – Auftakt zu einer Utopie des Friedens (9,9–17). Nur von hier her können Christen verstehen, was Jesus am Palmsonntag getan hat: eine politische Demonstration und ein gewaltiger Anspruch. Teil III (12–14) entwirft ein apokalyptisch gefärbtes Geschehen der Endzeit mit Jerusalem als

Mittelpunkt. Es geht um die Vernichtung von Göttern und falschen Propheten, um schmerzvolle Reinigung von Sünde und Unrat, um Läuterung und um den Tag des Herrn. Am Ende wird Jerusalem zum Zentrum aller Menschen (!), die den einen Gott anbeten, während alle anderen in Dürre umkommen.

*Maleachi: »Mein Bote«*

Maleachi hat als Gottes Bote zwei Herzensanliegen: dass die Menschen gerecht handeln und den Gottesdienst in rechter Weise feiern. Beides verknüpft er untrennbar, denn beides gehört für eine solidarische und zukunftsfähige Gesellschaft zusammen. In seinen Diskussionsworten beginnt er immer mit einer provozierenden These, die er mit einem Einwand des Volkes konfrontiert: »Ich liebe euch«, spricht der Herr. Doch ihr sagt: ›Worin zeigt sich deine Liebe?« (1,2). Dann wird der Einwand, etwa dass sich Gottes Liebe gar nicht zeige, argumentativ widerlegt. Es geht um Gottes Liebe zu Israel, um den rechten Gottesdienst (man will offenbar Gott mit Billigware abspeisen!), um Treulosigkeit in Ehe und Religion (fremde Frauen verehren fremde Götter!), um Gottes Gericht (über die, die seine Weisung mit Füßen treten), noch einmal um den rechten Gottesdienst (man spart in Zeiten knapper Kassen am Unterhalt des Tempels) und schließlich um das Gerede, dass die Ehrlichen nur die Dummen seien. Da wird der Prophet sehr deutlich: Gott wird sich sehr wohl um die kümmern, die sich ihm anvertrauen. Man wird wieder den Unterschied merken zwischen denen, die gerecht handeln, und denen, die mit Betrug und Gewalt nur das Beste für sich herausholen. Für die, die sich im Glauben vertrauensvoll auf Gott und seine Weisung einlassen, wird am Ende die Sonne der Gerechtigkeit aufgehen (3,20). Ist das nicht ein Zuspruch, der direkt und unmittelbar eine heiße Sehnsucht unserer heutigen Welt aufgreift?

LITERATUR

- A. Deissler, Dann wirst du Gott erkennen. Die Grundbotschaft der Propheten, Freiburg 1987;
- C. Dohmen/T. Hieke, Das Buch der Bücher. Die Bibel – eine Einführung, Regensburg 2005;
- T. Hieke, »Das Wort des Herrn bringt mir nur Spott und Hohn« (Jer 20,8);
- R. G. Kratz, Die Propheten Israels, München 2003